

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 233.

Donnerstag, 4. Oktober.

1928.

(4. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enders.

(Nachdruck verboten.)

Ste lachte Tränen. „Sie hätten Schauspieler werden sollen.“

„Ja, ich habe hundert Talente. Aber keins scheint auszureichen, um meinen Zeitgenossen zu genügen.“

„Wenn Sie nur das Talent zum Geld haben...“

„Hab' ich“, jagte er übermütig, und er ahmte ein Weilchen den Geiger aus dem „Alcazar“ nach und dann den alten Komiker dort. „Aus welchem Müllheimer der Menschheit ist er wohl gezogen?“

Sie sah verlegen drein, und er wurde ernst: „Fühlen Sie sich wohl dort? Sie sind doch so ganz anders.“

„Ich bin erst kurze Zeit dort“, sagte sie, abgewandten Kopfes, wie bestimmt.

Er tröstete sofort: „Es ist ja sehr interessant dort. Eine bunte Gesellschaft. Ich glaube, man könnte alles erleben. Nein, ich begreife, daß Sie sich da eine Weile wohlfühlen. Quevedo ist ja kein Menschenfresser, und schlimmstenfalls wäre ich ja auch da.“

„Sie kommen selten.“

„Wissen Sie das auch schon? Aber ich könnte mir Leute denken, die mir verübeln, daß ich dorthin komme.“

„Ihre Familie?“

„Nein. Die ist weit von hier, und dann bin ich ja auch so ziemlich erwachsen.“

Sie gab sich einen Ruck. „Offen gestanden, ich wunderte mich heute auch, Sie dort zu sehen.“

„Ich war auf der Flucht...“, begann Grotted, die Wollust des gefährlichen Spiels austostend.

„Auf der Flucht? Wovor?“

„Vor mir selber“, vollendete er lachend. „Wie sagts doch der Weise? „Ich habe noch keinen Menschen glücklich gesehen, es sei denn, er wäre trunken gewesen.““

„Das ist eine böse Weisheit.“

„Ja, Wahrheiten werden selten landiert überreicht. Lebzigens hat er die Kunst und die Arbeit der Hände vergessen. Ich glaube, man kann hier das Glück finden, das keinen Nachgeschmack hat. Na, wir sind schön ins Philosophieren hineingeraten. Heda!“

Ein hochaufgeschossener Junge in einem roten Affenkostüm brachte den Korb mit Blumen heran. Es waren arme, gequälte, verstaubte Nellen. Grotted mußte lange suchen, ehe er ein paar halbwegs frische fand und sie seiner Dame überreichen konnte. „Ich darf doch?“ fragte er mit einem ritterlichen Lächeln.

Sie errötete tief, wie erschrocken. „Sie behandeln mich wie eine Dame, und Sie wissen doch gar nicht, wer ich bin.“

„Das wissen Sie von mir ja auch nicht. Vielleicht bin ich ein Verbrecher, ein Hochstapler zum Beispiel?“

„Nein, das sind Sie nicht“, entgegnete sie heftiger, als es nötig war. „Das sind Sie nicht.“ Und sie setzte etwas ruhiger hinzu: „Dann hätten Sie nicht auf den Baron verzichtet.“ Es klang, als hätte sie etwas ganz andres sagen wollen.

Der Kellner kam, von Grotted herbeigewinkt. Er warf einen flüchtigen Blick auf die beiden, und es schien Grotted, als sei dieser Blick mit Hohn durchsetzt. Vielleicht kannte er sie von früheren Besuchen mit

andern Kavalieren. Vergerlich warf er das Geld hin.

Er mußte hier fort. Was hatte er neben diesem unbekannten Mädchen zu suchen, mit dem ihn eine flüchtige Laune zusammengeworfen oder der Wunsch, die nächste Stunde nicht allein zu bleiben? Wer war sie denn? Er wußte nur, daß sie eine Klavierspielerin in einem Tingeltangel war, mäßig hübsch, die der ersten Einladung gefolgt war. Sie würde auch Kiewenings Einladung gefolgt sein, wenn er sich die Mühe gemacht hätte. Wie kam er eigentlich auf Kiewening?

Nein, da tat er ihr doch wohl Unrecht. Ihre Haltung im „Alcazar“ war tadellos gewesen. Aus dem Bedürfnis, dies gedachte Unrecht gutzumachen, ließ er den Inhalt der Kuchenschüssel für sie einpacken.

Ihre angespannte Miene, mit der sie ihn beobachtet hatte, wurde weich. Ein zärtlicher Zug kam in ihr blasses Gesicht und machte es bildhübsch. „Sie sind ein guter Mensch.“

„Es ist leicht gut zu sein, wenn es einem so gut geht wie mir jetzt — ich meine natürlich, in Ihrer Gegenwart.“

Sie warteten eine Weile draußen auf einen Wagen. Aber die waren selten in dieser ziemlich abgelegenen Gegend.

„Wollen wir nicht gehen?“ fragte sie schüchtern. „Es ist nicht mehr weit bis zur Steinstraße.“

Er antwortete nur mit einem ungeduldigen Kopfschütteln. Sie mußte allein nach Hause; er hatte ihre Adresse ja deutlich genug gesagt, und es war nicht ausgeschlossen, daß die Verfolger dort warteten.

Endlich kam ein Auto. Er half ihr hinein und sagte, mit einem verwunderten Blick auf die Uhr: „Zum Teufel, das habe ich ja ganz vergessen. Ich muß noch ein überaus wichtiges Telegramm aufgeben. Nach Yokohama.“

„Yokohama?“ wiederholte sie unsicher. „Das liegt in Japan?“

„Getroffen. Es ist eine geschäftliche Angelegenheit, müssen Sie wissen, die keinen Aufschub duldet. Ja, da ist es mir leider unmöglich, Sie zu begleiten. Auf Wiedersehen also!“

Ehe er noch antworten konnte, warf er die Tür zu, gab dem Chauffeur einen Geldschein und bog um die Ecke. So sah er nicht, daß Martha Nebmann das Taschentuch an die Augen drückte und den Kopf mit trauriger Gebärde in die Wagenklisse lehnte.

Im Schein einer Bogenlampe leuchtete für einen Augenblick ein blonder Kopf auf, der ihn irgendwie an Inge Brodersen erinnerte. Von da an lief er durch die Straßen, als müßte er den Abstand zwischen sich und diesem Mädchen im Auto verringern.

Die Gegend war ihm unbekannt. Er durchkreuzte hastig fremde Straßen und war froh, als eine verpätete Tramhahn heranklingelte.

Ich hätte Martha nicht noch ins Auto setzen sollen, dachte er, während er die verschlafenen Passagiere musterte. Ich darf nicht wie ein Grandseigneur auftreten, so gut es mir auch stehen mag. Wahrscheinlich habe ich alles verkehrt gemacht. —

Wieder glitten seine Hände über die gefüllten Manteltaschen. Dass es ihr gar nicht aufgefallen war, dass er auch in dem Nachcaß den Mantel anbehalten hatte!

Eine junge Frau, die einen Koffer und ein mit Windsäcken umschüttetes Paket hütete, fragte ängstlich, wann man am Bahnhof wäre.

„Sie müssen bis zum Olgaplatz fahren, nächste Haltestelle, und dann sind es noch zwölf Minuten.“

Als sie ausstieg, hob Grottes, einer plötzlichen Einigung folgend, den schweren Koffer auf, und er ging mit ihr hinaus. „Wir haben denselben Weg, und Sie können sich mir schon anvertrauen.“

Bitternd vor Dankbarkeit, ließ sie neben dem schnell Ausschreitenden einher. „Ich komme kaum mit.“

„Keine Angst, ich reise nicht aus. Koffer klau ich nicht. Ich gebe mich nur mit großen Sachen ab.“

Hatte er sich nicht wieder verplappert? Aber die kleine Frau ließ glücklich und schaustend neben ihm her.

Am Bahnhof verslog seine gute Laune vollends. Hier würde man ihn zuerst suchen. Wie hatte er nur zum Bahnhof gehen können! Hier standen die Verfolger schon längst, sicher postiert. Jener Dienstmänn dort sah zum Exempel verdächtig aus. Er hätte ihm gern an dem buschigen Schnauzbart gezerrt, ob der nicht aufgesappt war.

„Haben Sie wenigstens eine Fahrkarte?“ fuhr er die Frau ungeduldig an.

„Natürlich. Aber du lieber Gott, wo steht sie nur?“ Sie singerte in ihrem Handtäschchen herum. Ein Taschentuch flog heraus, ein viel gestopfter Zwirnhandschuh, ein Kämme — endlich zog sie das graue Billett triumphierend hervor.

„Bester Klasse? Na, schön. Wie lange fahren Sie denn?“

„Nur dreizehn Stunden. Mein Mann und meine Kinder erwarten mich auf dem Bahnhof. Ach Gott, ich glaube, sie werden die ganze Nacht nicht schlafen, die guten, kleinen Mäuse.“

Grottes trug den Koffer getreulich bis zur Bahnzürke, und er nahm das Geldstück, das sie ihm verlegen reichte, nach kurzem Zögern an. Wenn seine Verfolger das ansahen, hahaha, würden sie keinen Blick mehr auf ihn verschwenden. „Handgeld!“ sagte er lachend, über die Münze leicht hinspuckend. „Ja, es sind schlechte Zeiten.“

Als er durch das große Portal auf den taghellten Bahnhofplatz trat, hatte er schon die Frau vergessen, die „nur“ dreizehn Stunden durch die Nacht fuhr.

Schnellen Schrittes durchschlängelte er die Straßen seiner Wohnung zu. Die zunehmende Dunkelheit machte ihn wieder unsicher. Warum war er eigentlich nicht einfach in einem andern Auto nach Hause gefahren, womöglich mit mehrmaligem Wechsel?

Endlich stand er vor seinem Haus. Unter der Laterne, die den Eingang schwach beleuchtete, hockte eine miauende Katz, die wohl hinein wollte. Er schrie sie nervös an, und sie setzte in großen Sprüngen mauzend davon.

Als er die Haustür verschlossen und das Licht im Treppenflur angezündet hatte, wurde er wieder ruhiger. Langsam ging er die knarrenden Stufen empor bis zum dritten Stock, wo seine Visitenkarte mit mehreren andern unter einem Messingschild schimmerte, das die Aufschrift „Pension Zedlik“ trug.

Aus dem Zimmer zur Rechten drang Räuspeln und Krächzen. Da versuchte die brüskfranke Lehrerin zu schlafen.

Das Licht in seinem Zimmer flammte auf und spiegelte sich auf der polierten Fläche des Flügels, der ein Drittel des Raumes einnahm. Er schloß die Tür ab, versperrte sie und untersuchte Schrank und Vorhang auf nächtlichen, unwillkommenen Besuch. Er sah sogar unter das Bett und dachte ärgerlich: Ich geniere mich nicht mal dabei!

Wie die alten Möbeln knackten! Wollten sie alle Bewohner der Pension aus dem Schlaf wecken? Er fluchte vor sich hin. Und das Schlüsselloch war auch nicht verhangen und lockte neugierige Augen heran!

Schweiß rann ihm in den stragen, wie vorhin in dem überfüllten Lokal.

Endlich wagte er es, die Taschen zu leeren. Blindel auf Bündel flog auf den Tisch. Waren es so viele gewesen?

Mit bebenden Händen versuchte er zu zählen. Aber er gab es bald auf. Die fremden Namen, die Zahlen verwirrten ihn. Es waren Banknoten aus allen möglichen und unmöglichen Ländern. Französische, tschechische, polnische, schweizerische, deutsche, englische, belgische und andere, die er nicht entziffern konnte. Es war ein wirres, ungeordnetes Durcheinander, wie von eiliger Hand im Dunkeln zusammengescharrt.

Schwer atmend, überwältigt, stand Kurt Grottes mitten im Zimmer. Es war eine finnlose, betäubende Summe. (Forti. folgt.)

Herbstlied.

Sturmhauf schüttelt des Waldes Wirbel

Ab und auf,

Welke Blätter fallen von Zweigen,

Wirbeln im Winde, tollen und reisen

Ab und auf.

Raben kreisen über dem Berge

Ab und auf,

Stoßen zur Höhe mit krächzendem Lärmen,

Schweben zur Erde, schwirren und schwärmen

Ab und auf.

Wellen des Stromes sprühen und schäumen

Ab und auf,

Zerren am Damm mit gierigen Händen,

Brausen und brechen wie Wut von Bränden

Ab und auf.

Schreitet dein Leben durch Sturm und Stille

Ab und auf,

Will es heute in Drangsal gleiten,

Wird es dich morgen in Fülle leiten —

Ab und auf.

Braak

Ein Schmetterling flog zum lieben Gott.

Von Thomas Pfister.

Martin Schöberl war ein schlechter Schüler; er lag das zweite Jahr in der fünften Volksschulklasse; gleich verträumt, gleich blau und unaufmerksam. Hörte etwas von Flüssen, Haustürn und Karl dem Großen und drehte vor der Tafel verlegen die Kreide zwischen feuchten Fingern.

„Es ist schrecklich mit diesem Schöberl“, sagten die Lehrer. Und der Kateshet meinte: Der liebe Herrgott hat das Buberl halt recht schwach machen lassen. Blutarm ist er halt viel und wird leicht müde. Ich kann mich nicht beklagen, in der Biblischen Schichtl paßt er mir gut auf!“

Im ersten Halbjahr brachte er wieder drei „Vierer“ heim. Und auch einen Husten, der nicht vergehen wollte. Seine Eltern — der Vater war kleiner Beamter in einer rohen Fabrik — machten gar keine große Sene. Im Gegenteil, die Mutter tröstete Martin, weil er fröhlichkeit weinte.

Einmal in der Pause, die von seinen Kollegen zu Balgereien und anderem gesunden Unfug verwendet wurde, und er, wie stets, abeits appetitlos an seinem dünnen Butterbrot kaute, drängten sich ein paar Schüler zu einer Blauerde. Mehr kamen hinzu und beobachteten irgendetwas an der Mauer mit großem Interesse.

Martin Schöberl trat hinzu. „Du, Hintermeier“, zwitscherte er einen Buben saughaft, „sag, was sieht man denn da?“

„A Spinnereinnen!“ rief einer.

„Juji — wie er zappt, schau einmal Marz!“

„Glaubst, kommt er los?“

„Aber naa. Was glaubst, wie lang er zappt tut, denes er hin ist?“

Schöberl sah einen kleinen, grauen, bedeutungslosen Schmetterling, der sich in einem alten Spinnengewebe verfangen hatte. Zeit kamen die Buben in Scharren. „Peper!“ quittierte einer, „hol' ein Staberl und widel mehr Spinnweb um ihn herum, daß er net loskommt!“ Inzwischen hatte ein anderer diese Arbeit schon mit einem Bleistift besorgt. So standen die Buben und vergnügten sich mit ahnunglosen Grausamkeit an dem unermüdlichen Zappten des Tierchens.

Martin Schöberl sagte fast furchtsam: „Geht's — lob' mir'n aus!“

brauch ist für meine Sammlung!" und mit seinen kleinen Fingern tastete er an dem Netz.

Die Glöde jährte. Die Buben tobten in die Klassenzimmer und ließen den Schmetterling zappten.

Martin Schöberl saß traurig eine Viertelstunde lang still und grub seine dünnen Nägel in das furchige Holz der Schulbank. Dann gab er zögernd das Zeichen mit der Hand.

"Der Schöberl natürlich!" meinte der Herr Lehrer, "gerade war doch Pause! Also geh' in Gottesnamen hinaus!"

Die anderen lachten, Schöberl ging glührot. Draußen schlich er vorsichtig — still war der Gang, nur aus den Klassenzimmern hörte man monotone Vorträge — zu dem Saal, wo das Spinnennest war. Er hatte Herzklagen.

Richtig. Er zappte noch, der Schmetterling. Seine Finger zitterten sehr stark, als er das Netz herabzog und mit einer rostigen Schreibfeder die einzelnen Fäden von den Flügeln löste. Wie ein Dieb sah er sich dabei um.

Riesig vorsichtig löste er den Schmetterling aus der tödlichen Umschlingung, trippelte zum offenen Gangfenster, hielt ihn ins Freie und ließ los.

Beinahe schrie er vor Freude. Ein Stükchen sank der Schmetterling, dann aber schlug er taumelnd die Flügel, flog, flog richtig über den grauen Schulhof, tanzte in den Himmel hinauf.

Den kleinen Martin Schöberl durchfuhr es plötzlich heiß. „Der fliegt jetzt direkt zum lieben Gott!“ fiel es ihm ein; und der Gedanke ließ nicht locker. Er bildete sich ein, daß jetzt alles Elend in der Schule ein Ende haben werde. Lauter „Einer“ wird er bekommen.

Er belam aber lauter „Vierer“. Und sogar der Katerherr wurde unzufrieden mit ihm, weil der „dumme Bub“ so lächerliche Fragen stellte. Unlängst wollte er wissen, ob in der Arche Noah auch ganz kleine, graue Schmetterlinge gewesen wären.

Schnee kam, die Buben bewarfen einander mit dem nassen, weißen Flaum.

Martin konnte nicht zur Schule gehen. Er mußte im Bett bleiben, und in der Nacht summte es glühend durch seinen Körper.

Eines Tages — bitterkalt war es draußen — fragte er seine Mutter: „Sag, Mutti, hast du keinen Schmetterling beschen?“ Knüpflich frug er es, faßte hitzig ihren Arm.

Er wußte nicht, warum Mutter weinte. Draußen in der Kirche hörte er sie schluchzen: „Jetzt phantasiert mir der Bub schon!“ Aber die Hausmeisterin sagte: „Martens, Frau Schöberl, ich geh' um den Arzt. Aber geb' ich doch über d' Nacht an Uuschlittumslag auf die Brust!“

Nach ein paar Tagen wurde dem Martin sehr leicht. Er wunderte sich, daß der Doktor so oft im Tag kam, weil er doch keine Schmerzen hatte.

In der Nacht träumte er von einer Schmetterlingsstadt. Lausende gaukelten umher, einer prächtiger als der andere, rote, grüne, strahlend gelbe, sie tanzen um ihn, immer schneller, in einem rasenden irrbunten Kreisel.

Da riss er die Augen auf. Morgen lag in seinem Zimmer. Aber das Fenster war offen. Und durch das Fenster flog ein Schmetterling herein, genau sein Schmetterling, rauschte malestatisch herein, aber grob, wie ein Schaukelpferd.

Er ließ sich sachte auf die Bettdecke nieder, schlug milde mit den Flügeln. Kettengerade häumte sich der Bub auf, sprang lautlos: „Mutti, Mutti — der Schmetterling ist da!“

Er hörte nicht mehr, wie seine Mutter daneben jammerte: „Vater, Vater — so sieh doch auf, der Bub stirbt!“

Denn der kleine Martin hatte seine dünnen Hände um den Leib seines Schmetterlings geschlossen, und der Haß mit ihm langsam durch das Fenster. Zum lieben Gott.

Balkanische Idylle.

Von Julius R. Kaim (Athen).

Der ungeheure Zug verläßt Belgrad, grinsend und mit dem festen Versprechen, sich unterwegs zu erwärmen. Sowohl hält er sein Versprechen nicht im entferntesten, wird im Gegenteil immer kälter, je mehr er sich dem lieblichen Reich und den von Jammer durchtränkten Gefilden Mazedoniens nähert. Aber er wird so interessant, so makablos interessant. Schon die Dame, die in Belgrad einsteigt und innigst gefüßt vom Begleiter der kalten Obhut anvertraut wird: Wie der Morgen graut und das liebliche Reich ihr meldet (dab der Himmel sich seiner erbarme), hebt ein Abholer sie aus der Kälte, wird sie wieder innigst gefüßt und stolziert voll Wonne so herzlich mit Mag ab, wie sie mit Morris gekommen.

Und nun, da sie uns verlassen, wird es verkehrt noch kälter im Wagen. Schaffner, knoblauchduftend wie autistische Perler, schwören, daß es ein Konstruktionsfehler sein müsse. Das ist nämlich ein griechischer Wagen, müssen Sie wissen! Und du erinnerst dich lebhaft, wie vor wenigen Wochen der griechische Schaffner auf der umgekehrten Fahrt seines Wagens Kälte damit erklärt, es sei eben ein serbischer Wagen. Es handelt sich also — stellst du voll Befriedigung fest — um eine Art interballkanischer Kälte. Und so friest du dich, beruhigt ob solcher Feststellung, durch die trostlose Öde der Gegend; von Station zu Station schleicht sich der Zug, hustet stöhnen bergauf und bremst sich schnarrend bergab.

Plötzlich ist der Schienenstrang garniert. Einigermaßen wüste Gestalten zieren, gewehrbehängt, malerisch und zerlumpt bekleidet, die Strecke. Eine Art Selbstschutz, vom Staate genehmigt, von den Behörden organisiert: Schützt dir, der du mit der Eisenbahn durch das Gebiet bombenwerfender Mazedonier zu reisen hast. Beruhigt sieht du dir die abgesessenen Helden des Bahnhubes voll zärtlicher Brüderlichkeit an.

Fährt der Zug über eine der hundert Brücken, so hast du nicht nur die Freude, schwer bewaffnete Posten zu deinem Schutz aufgebaut zu sehen, sondern auch das veinliche Gefühl, daß es mit dem staatlichen Sicherheitsgefühl nicht viel besser bestellt zu sein scheint als mit dem privaten: Allüberall rätseln sich in rostiger Brüdigkeit weltkriegerische Drahtverläufe, proken kriegerstarre „Spanische Reiter“, wie sie hier einst im roten Weltkrieg aufgebaut wurden. Glaubt man, sie wieder gebrauchen zu können? Sind auch sie nur als Schutz gegen revolutionäre, bombenwerfende Mazedonier gedacht? Niemand gibt die Antwort. — Der Brüderposten staart diejenigen den Svejewagen an und ahnt nicht, wie der seine Reisende ihn um den dicken Pelz bereitete, wobei dieser frierende Reisende freilich zu wenig an des Pelzes springenden Inhalt denkt.

Aber man versteht doch, warum sich gerade hier so schöne Räuberromantis entfalten kann; man bereift das alles, findet es fast selbstverständlich: diese wilde, zerlüftete Landschaft fordert getadezu heraus zu herzinneriger Räuberrei und bombenwerfendem Revolutionieren. Wie die kleinen Häuser irgendwo am Berge hängen! Felsenester, gleich den Dorsten holzer Raubvögeln, Miniaturburgen aus Lehmb, weit ins wilde Land schauend. Der Reisende braucht seines Karls Mays waghalsige Phantasie, um sich auszumalen, wie des Nachts auf unerlaubten Wegen über die nahen Berge, die schon zum nachbarlichen Bulgarien gehören, leise, still, das Messer im Munde, sich der rachedurstige Mazedonier heranschleicht, sich das zu erlämpfen, was er sein Recht nennt. Bei aller Achtung vor obrigkeitlicher Weisheit und Regierungskunst fragt man sich doch, wie es einem wohl ums Herz wäre, wenn man, staatlichem Beschuße folgend, seine Heimat verlassen müßte, auf der schon der Urahne dem Pflege folgte.

Vor lauter Schauen merkt du gar nicht, daß der Zug sich tatsächlich weiterbewegt und es bald fertiggebracht haben wird, dich an die griechische Grenze zu fahren. Du hast dich schon ganz in dein Schätzl ergeben, schlitterst nur noch saghaft mit den erstarrten Beinen irgendwo herum, trinkst einen heilsamen Pflaumenknaps zur inneren Erhebung und wirstest gebüldig und ganz überzeugt, daß es gar nicht anders sein könne. Die redlichen Bahnwütter, diese wilden Gesellen, sind für dich schon ganz friedliche und selbstverständliche Begleitererscheinung des frierenden Daseins, ganz bürgerliche Herren, die sich aus irgend welchen Gründen ein ganz klein wenig kostümirt haben. Es ist alles gar nicht mehr aufregend, sondern ganz selbstverständlich geworden; die Landschaft und ihre Menschen haben schon gewirkt und dir gezeigt, daß sie es sind und nicht etwa du selbst, die hier den Maßstab für alles Sein abgeben. Und du hast dich mit dieser Tatsache abgefunden.

Bis die Idolle gehört, die Grenze erreicht wird und der griechische Zöllner sich wie ein rasender Boxer auf dein Gesäß stürzt, es wild durchwühlt und du aufziehen bist, daß du nun seiner Tatkräft scheuhafte Spuren verwischen darfst, indem du alles wieder einzupacken suchst, was er mit frevelnder Hand viertellos hervorgewühlt hat. Da ist es aus mit der Idolle. Da bist du wieder mitten im gewohnten Wust echt europäischer Vorschriften und Verordnungen. Du kommst dir sehr zivilisiert vor und verbreast dich in stiller Demut vor dem Reglement.

So endet auch diese Idolle schließlich im Trott des Alltags und seines ersehnten, Wärme spendenden Bittonensees. Als müßte es so sein und als gäbe es gar keine Bombenwerfer, keine waghalsigen Felsenester, keine Räuberromantik und keine Landschaft, die dich Banditenherzen verleben lehrt. Unwillkürlich zupft du dir die Krawatte gerade und stellt erbost fest, daß die Hände wieder gewaschen sein wollen, woran du eine Stunde vorher nie gedacht hättest, in all der Räuberherrlichkeit.

Das Reich der Technik

Technische Rundschau.

Von Ernst Trebesius.

Galvanisch verlacktes Kristall-Spiegelglas. — **Neuzzeitliche Großkoksereien.** — **Guttermittel aus Holz.**

Die bis ins Altertum zurückreichende „Versiegelung“ von Glas mittels eines Quecksilberbelags wurde bereits vor einigen Jahrzehnten durch andere Verfahren verdrängt, wobei das Spiegelglas mit einem Niederschlag von Lösungen, deren Grundstoff aus chemisch präparierten Edelmetallen besteht, bedeckt wird. In der Haupthandlung gelangt das Silbernitrat zur Verwendung. Nun bedeutet zwar die „Versiegelung“ des Spiegel gegenüber dem alten Quecksilberbelag ohne Zweifel einen großen Fortschritt, da alle die Glassubstanz und vor allem die Gesundheit der Spiegelarbeiter schädigenden Einflüsse, wie sie dem Quecksilber anhaften, bei ihr in Begfall kommen. Gleichwohl kann das Silbernitrat den Fachmann nicht restlos befriedigen, da es troh des schädigenden Schellack- oder Lacküberzuges dem „Zahn der Zeit“ unterliegt. Die feuchte Luft der Atmosphäre oder auch innere chemische Zersetzungsscheinungen rütteln das Silbernitrat nach und nach derart anzugreifen, das die Spiegelwirkung mehr und mehr beeinträchtigt wird. Wenn auch der Verfall im allgemeinen sehr langsam vor sich geht, so hält dies doch die Fachleute nicht ab, auf neue Mittel und Wege zu fassen, die alle schädigenden Einflüsse gänzlich oder doch mindestens weit besser als bisher auszuschalten vermögen.

Ein solches Mittel ist jüngst in der galvanischen Verlackung der Spiegel gefunden worden. Die Spiegel werden nach diesem Verfahren zwar wie bisher durch Belegen von Kristallglas mit einer Silbernitritschicht hergestellt, doch wird auf diesen Belag noch eine weitere Schicht von Kupfer aufgetragen. Damit dieser Kupferbelag eine ganz innige Verbindung mit der Silbernitritschicht eingeht, wird die Verlackung der Spiegel auf galvanischer Weise bewirkt. Der „versilberte“ Spiegel wird in ein galvanisches Kupferbad gelegt und der elektrische Strom eingeschaltet. Unter dem Einfluß des Stromes setzt sich auf der Silbernitritschicht eine dünne Kupferschicht ab, die den darunter befindlichen Silbernitratbelag völlig löslich abschließt. Die Kupferschicht selbst wird dann noch in der bisherigen Weise mit einem Lacküberzug versehen.

Das Streben nach dem höchsten Wirkungsgrad aller technischen Produktionsmittel hat in den letzten Jahren auch im Koksereibetrieb zu immer leistungsfähigeren Ofen geführt. An Stelle der alten Ofen mit $\frac{1}{2}$ Meter Breite, 2 Meter Höhe und 10 Meter Länge werden bei neuen Anlagen 0,45 Meter breite, 5,7 Meter hohe und 13 Meter lange Ofen vorgesehen. Der Nutzraum jedes Ofenlammer ist damit von 10 Kubikmeter auf 33,3 Kubikmeter gestiegen. Vermag ein Ofen der alten Größe nur 1800 Tonnen Koks im Jahre zu erzeugen, so beläuft sich der Jahresertrag des großen Ofens auf 11 000 Tonnen. Mit der höheren Leistung der Ofen erhöht sich natürlich auch die Leistung jedes einzelnen in der Kokserei beschäftigten Arbeiters. Liefern die alten Ofen je Mann und Achtfundenschicht nur etwa 4 Tonnen Koks, so steigt die Leistung der neuen Ofen je Mann und Achtfundenschicht auf 40 Tonnen und darüber. Die Großkokserei gewährleistet also infolge der besseren Ausnutzung der gesamten Anlagen eine ganz bedeutende Verminderung der Produktionskosten, bezogen auf die Tonne hergestellten Koks. Freilich kostet eine Großkokserei, die z. B. mit 144 Ofen von je 4 Meter Höhe, 0,45 Meter Breite und 13 Meter Länge jährlich rund 1 000 000 Tonnen Koks herstellt, auch eine entsprechend leistungsfähige Großschachianlage voraus, sofern nicht ein voraussichtlich ausgebautes Werkbahnhof das Heranschaffen der zur Verfaltung bestimmten Kohle von mehreren benachbarten Schächten auf billigste Weise ermöglicht.

Wenn eine Kokserei von verschiedenen Schachtanlagen aus mit Kohlen versorgt wird, so macht sich die Aufstellung einer Kohlemischanlage erforderlich. In diesem Falle bezeichnet man die Kokserei als Zentralkokserei. Aus den vorerwähnten wirtschaftlichen Gründen geht der Bergbau immer mehr von der früheren Kleinkokserei zur Großkokserei oder Zentralkokserei über. So hat auch die Vereinigte Stahlwerke A.-G. im Laufe dieses Jahres die erste Etappe auf diesem Wege der Umstellung erfolgreich zurückgelegt. Die

bisherigen 23 Kleinkoksereien mit 2517 Ofen (4 Millionen Tonnen Jahreserzeugung) wurden an 7 Stellen mit 625 Ofen zusammengefaßt und einige dieser neuen Anlagen vor vorherrn für eine künftige Vergrößerung vorgesehen. Die neuen Großkoksereien Alma und Hansa erreichen 4 Meter hohe, Minister Stein 4,2 Meter hohe, Bruchstraße 4,5 Meter hohe und die Zentralkokserei Nordstern sogar 6 Meter hohe Ofen. Die Zentralkokserei Nordstern hat damit die größten Koksöfen erhalten, die bisher gebaut worden sind. Die Anlage benötigt je Schicht nur 40 Arbeiter zur Bedienung, obwohl außer der Tageserzeugung von 1200 Tonnen Koks auch noch 60 Tonnen Rohöl, 20 Tonnen Ammoniak und 15 Tonnen Benzol nebenher mit gewonnen werden.

Etwas 2 Millionen Tonnen Gerste und 2 Millionen Tonnen Mais im Gesamtwerte von 700 Millionen Mark müssen im Jahre 1927 in Deutschland eingeführt werden. Ein ansehnlicher Teil dieser Produkte, die vorwiegend als Viehfutter verwendet werden, wird sich in Zukunft voraussichtlich durch ein chemisches Erzeugnis, das bei uns aus minderwertigem Holz hergestellt werden kann, ersetzen lassen. Dem Chemiker Dr. Bergius, dessen Verfahren der Sälgewinnung aus Kohle bekanntlich schon in größerem Maße ausgebeutet wird, ist es bereits 1916 gelungen, die Holzzellulose in Kohlenhydrate auf wirtschaftliche Weise umzuwandeln. Eine Versuchsanlage in Mannheim-Rheinau und eine später errichtete Fabrik in Genth haben in der Zwischenzeit die Schwierigkeiten der Praxis sowohl überwunden, daß die technische Seite dieses chemischen Prozesses als gelöst betrachtet werden kann. Die Sägespäne oder zerkleinertes geringwertiges Brennholz werden getrocknet und alsdann im großen Behältern mit Salzsäure behandelt, wobei sich die Holzfäser ausschließen. Es bildet sich eine hochprozentige Salzsäure-Zucker-Lösung, die der Verdampfung zugeführt wird. Der nicht aufgeschlossene Rest des Holzes, Harz und Lignin, wird mit Wasser ausgewaschen und von der Säure befreit. Für das Lignin hat man einstweilen noch keine weitere Verwendung. Zu Brütsch geprüft dient es als Brennstoff. Bei der Verdampfung steht nun die Erfindung von Bergius ein. Er trennt nämlich die Kohlenhydrate von der Salzsäure in einem Kreislaufverfahren. Nur durch die Wiedergewinnung der Salzsäure, die einen dauernden Kreislauf bei Ausschließung des Holzes vollführen muß, läßt sich das Verfahren wirtschaftlich durchführen. Im Verdampfer wird also das Kohlenhydrat von der Salzsäure befreit, und der leichte Rest von Wasser und Salzsäure wird schließlich durch Verstäubung des Kohlenhydratsrups im Verstäuber erreicht. Übrig bleibt ein hellbraunes Pulver, das noch gereinigt wird. Wie weit dieses aus minderwertigem Holz gewonnene Kohlenhydratfuttermittel künftig an Stelle oder als Ergänzung zu anderen Guttermitteln Verwendung finden wird, hängt von dem weiteren Ausbau des Verfahrens und von den jeweiligen Holzpreisen ab.

Eine neue Härtungslösung.

Die Härtung des Stahles beruht auf einer Kristallisation. Wenn die Härtung die gewünschten Eigenschaften aufweisen soll, muß sie bei genau vorgeschriebener Temperatur vorgenommen werden. Im Härtetrocken der Bauart Wild-Barsfield benutzt man als Anwärmemittel eine elektrische Spule bzw. ein Solenoid. Wenn man in diesen Ofen ein Stück Weicheisen stellt, um es durch Härten in Stahl zu verwandeln, stellt man gewissermaßen einen Elektromagneten her. Läßt man nun das Stück allmählich die Temperatur des bereits heißen Ofens annehmen oder erhitzt man den Ofen, so tritt ein Augenblick ein, in dem das Stück die Umwandlungs temperatur erreicht. In diesem Augenblick verliert das Eisen plötzlich seine magnetischen Eigenschaften, und die Anordnung verhält sich ebenso, wie wenn man den weichen Eisenteilen herausgenommen hätte. Wenn man also in den gebildeten Stromkreis einen Stromanzeiger einsetzt, so bemerkt man zunächst beim Einführen des Eisenstückes einen Ausschlag der Nadel auf Grund der erzeugten magnetischen Ströme. Aber sobald die Temperatur der Umwandlung für die Härtung erreicht ist, geht die Nadel in die Nullage zurück. Das ist der Moment, in dem das Einschläge heraus genommen und im Härtebad abgeschreckt werden muß.